



Abonnements
nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buch-
handlungen und Postämtern des Deutschen Reiches
entgegen.

Ausgegeben am 19. April.
Der Jahrgang läuft vom 1. October 1884 bis dahin 1885.

Abonnements-Preis.
bei allen Buchhandlungen M. 1. — pro Quartal,
bei sämtlichen Postämtern M. 1.20 pro Quartal.
Preis der einzelnen Nummer 10 Pfg.

Wessen Schuld?

Roman aus der Gegenwart von O. Elser.

(Fortsetzung)

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsberecht vorbehalten.

Draußen heulte und toste der winterliche Sturm, Fußhoch bedeckte der Schnee Feld und Wald und die Straßen vor dem Thore, aber in den Herzen der Liebenden war Frühling, duftender, leuchtender Frühling der Hoffnung auf ein seliges Leben! Vor dem leise knisternden Ofen lag hingestreckt Nero, der große Hund, schläfrig mit den Augen blinzeln; Fritsch hatte sich auf Gretchens Schooß zusammengekrümmt, und Gretchen selbst lehnte das lockige Haupt an die Schulter des Geliebten, mit selig leuchtenden Augen zu ihm aufschauend.

Und wenn er sie dann fester an sich preßte, seine Lippen ihre Stirn, ihre Augen, ihre Lippen küßten, dann fühlte sie tief im Herzen eine Stimme vernnehmbar sprechen: „Mein, wie ist keine Sünde, diese Liebe, und Gott der Barmherzige wird uns vergeben, daß eines Priesters Hand unseren Bund noch nicht gesegnet! Für das ganze Leben, für die Ewigkeit haben ihn unsere Herzen vor Gott geschlossen! Was ist Menschenzusage gegen der Natur heiligstes Gebot?“

Und Eberhard? War er nicht glücklich? nicht zufrieden? Wohl war er es, wenn er an Gretchens Seite weilte, wenn er in ihre frommen Augen schaute und ihre weiche kleine Hand auf seiner Stirne fühlte. War er fern von ihr, dann peinigte ihn wohl öfter die Unruhe des Herzens und des Gemüthes. Er fühlte die Verantwortung, welche er auf sich genommen, als er Gretchens Zukunft, Gretchens Leben durch diesen Schritt in so außergewöhnliche Bahnen gelenkt. Er fühlte die Verantwortung wohl, aber Neue konnte er nicht empfinden über das Gesehene, und glaubte sich stark genug, die Vorurtheile, die gehässigen Verleumdungen, die bissigen Spottreden, die Verachtung der Menschen besiegen zu können, welche in dem Wust, in dem Dunst des Philistertums nicht die Idealität dieses Bündnisses begreifen konnten, welche der Hingebung Gretchens unlautere Motive, unedle Absichten zu Grunde legten und spöttelten über den Ernst, über die Heiligkeit, mit der Eberhard dieses Verhältnis aufbaute.

Eberhard scheute sich, selbst mit seinen nächsten Bekannten über dies Bündniß zu sprechen, welches sie nicht begriffen,

aber im Geheimen bemühte er sich fortwährend, eine Stellung zu finden, die ihm erlauben würde, den Militärdienst zu verlassen und die Geliebte zu seinem Weibe auch vor dem menschlichen Geseze zu machen.

Doch so sehr auch der junge Mann strebte, sein Geheimniß zu bewahren, bald ward es doch von seinen Bekannten entdeckt und in immer breitere Kreise drang die Nachricht, daß Eberhard von Ellern eine Geliebte da draußen vor dem Thore eingemietht habe. Als Eberhard anfang sich mehr und mehr aus dem Kreise der Kameraden zurückziehen, hatte man ihn heimlich beobachtet. Seine häufigen Spaziergänge vor das eine Thor der Stadt waren aufgefallen, man war ihm nachgegangen, war ihm wie durch Zufall in den Straßen der Vorstadt begegnet, hatte ihn öfter in das kleine Landhäuschen eintreten sehen, hatte sich erkundigt, wer daselbe bewohne, hatte dann auch wohl das junge Mädchen selbst gesehen, und so war nach kurzer Zeit die Geschichte Gretchens in dem Kreise der Offiziere bekannt geworden.

Es scheint, als ob es die Menschen nicht ertragen könnten, wenn Jemand ein Geheimniß vor ihnen hat, oder etwas Besonderes für sich allein besitzt. Eine wüthende Neugier plagt sie so lange, bis sie hinter das Geheimniß gekommen, bis sie das Besondere zum Allgemeingut und dadurch werthlos gemacht haben. Ist dieses nicht möglich, so rächt sich das Philistertum dadurch, daß es Denjenigen, welcher sein Geheimniß zu gut bewahrt, welcher sich seine Sonderart nicht nehmen läßt, verleumdet und beschimpft; die Klatschsucht übernimmt das Amt einer Rächerin, und eine erbarmungslosere Furie giebt es nicht in der Hölle!

Eberhard bemerkte bald an einzelnen spöttischen Anspielungen, an geistlosen Witzen, daß man sein Geheimniß errathen habe: er hoffte, daß dasselbe in dem Kreise seiner Kameraden bleiben werde, aber er mußte sich binnen Kurzem überzeugen, daß dies nicht der Fall sei. Gewöhnlich nimmt man an, daß Männer verschwiegen sind, und daß vor allen anderen Gesellschaften ein Offiziers-Corps ein Geheimniß zu bewahren verstehe. Dem ist nicht so. Einem guten Freunde aus einem anderen Kreise kann es schon mitgetheilt werden; der ist discreet! Der Frau, der Geliebten wird es in einer schwachen Stunde erzählt, um die üble Lame zu vertreiben, um ihr einen Beweis des grenzenlosen Vertrauens zu geben;

diese erzählt es sichernd und lachend einer treuen Freundin, die nichts Eiligeres zu thun hat, als es ihrem Gatten oder Geliebten wiederzuerzählen, der es dann als pikante Neuigkeit beim nächsten Regelaabend, oder bei der nächsten lustigen Waise zum Besten giebt, um dafür geschmeichelt die Belobigung einzuharfen, daß er ein Teufelskerl sei, der stets alle Neuigkeiten der Stadt zuerst wisse.

Wäre nun wenigstens die Thatsache richtig und der Wahrheit gemäß erzählt! Aber wie das Geld, je mehr Hände es durchläuft, desto schmutziger wird, so wird auch eine unserer Angelegenheiten, wenn sie so und so viele Klatschmäuler passiert hat, immer entstellter, immer häßlicher, immer mehr entblößt ihres idealen Gehalts. Schließlich trieft sie von Gemeinheit und Schmutz.

Und der Betreffende ist machtlos gegen die Gewalt dieses Wesens, welches mit tausend Zungen redet, mit tausend Ohren hört, mit tausend Augen sieht! Er möchte der Verleumdung auf den Grund gehen, aber immer mehr verwirren sich die Spuren, immer dunkler werden die Wege, und erschöpft hält er inne, er läßt resignirt Alles über sich ergehen. Man darf eben diesen Sturm der sittlichen Entrüstungen, der Verleumdungen, der Wiße und Spottreden nicht bekämpfen wollen; man läßt ihn vorüberbrausen, man hüllt sich schweigend in den Mantel seines eigenen Gewissens und findet Trost in der Verachtung der Menge. Bald schweigt dies vielköpfige Ungeheuer, neue Speise bietet ihm das Leben zum Verschlingen, zum Zermalmen dar, und begierig schnappt es nach derselben mit gähnendem Rachen und geifernder Zunge.

Eberhard mußte all die Bitterkeiten der Verleumdung, die Sticheleien der Klatschschicht durchkosten, und das war der einzige Barmherzigtropfen, den die Welt in den Becher seines Glückes trüffelte. Seine größte Sorge war nur, diese Bitterkeiten die Geliebte nicht fühlen zu lassen, und es gelang ihm auch, Gretchens Harmlosigkeit nicht zu stören.

Ein Glück war es, daß Gretchen nicht hinausstrebte aus dem engen Kreise ihrer Häuslichkeit, und daß der Winter bald mit strengen Banden die Natur umschlang, so daß die Bewohner der inneren Stadt nicht oft vor das Thor kamen.

Gretchen entbehrte das Geräusch und das Getriebe der Stadt nicht. Ihr Haus umschloß ihr Glück, und da die dienstliche Beschäftigung die Zeit Eberhards nicht allzu sehr in Anspruch nahm, so erfreute sie sich oft Tage lang seiner Gegenwart.

Der Winter schwand, der Frühling und der Sommer kehrten wieder; nichts störte ihr Glück; die Zungen der Menge hatten andere Beschäftigung gefunden; sie schienen vergessen von der Welt, als ein Ereigniß eintrat, welches eine entscheidende Wendung in dem Schicksal der beiden Liebenden hervorrufen mußte.

Aufgeregt und blaß stürmte eines Tages Eberhard zu ihr in's Zimmer; er reichte ihr ein Telegramm, athemlosprechend: „Lies das! Ich muß heute noch verreisen!“

Das Telegramm war von dem Sachwalter des alten Herrn von Ellern und lautete:

„Herr von Ellern heute gestorben. Sofort kommen. Gegenwart dringend nöthig.“

Mit bleichen Wangen und erschrockenen Augen sah Gretchen den Geliebten an, der ausrief:

„Es muß ein Unglück vorgefallen sein! Mein Vater schrieb mir noch vor einigen Tagen, daß er gesund und kräftig sei. Doch eine Stelle in dem Briefe war mir räthselhaft. Ich möchte, so schrieb er, auf unvorhergesehene Fälle gefaßt sein. Man könne nie wissen, wie nahe man dem Tode sei. Stoße ihm ein Unglück zu, so möge ich ihm verzeihen, daß er mein Glück nicht habe gründen können.“

Gretchen senkte traurig den Kopf, eine böse Ahnung kommender schwerer Zeiten preßte ihr Herz zusammen.

Eberhard legte den Arm um ihre Gestalt und fuhr fort: „Bergeb mir, wenn ich Dich so rasch verlasse. In einer Stunde fährt der Zug und ich habe noch Mancherlei zu be-

sorgen. Auf Wiedersehen, Geliebte; ich schreibe Dir alle Tage.“

Ein inniger Kuß noch und er war verschwunden. Sie stand unbeweglich auf der Stelle und hörte die Fußschläge des Pferdes in der Ferne verhallen.

Bei aller selbstlosen Liebe für Eberhard stieg doch allmählig die Hoffnung in ihrem Herzen auf, daß dieser Todesfall vielleicht zu ihrem vollständigen Glück nöthig gewesen sei. Jetzt war Eberhard frei; jetzt mußte es sich entscheiden, ob seine Liebe stark genug war, alle Schwierigkeiten zu überwinden, allen Vorurtheilen zu trotzen, allen Vorurtheilen der Gesellschaft, der Stellung als Offizier zu entsagen um ihretwillen.

Bange Zweifel wollten sich in ihre Seele schleichen, doch bald schalt sie sich eine Thörin. Ein Unrecht war's, an seiner Liebe, an seiner Ehre zu zweifeln.

„Wie es auch kommen mag,“ flüsterte sie bei sich, „ich will Vertrauen zu ihm haben. Ich will ihn nicht fragen, nicht drängen, ich weiß, daß er das Beste will, daß er, was in seinen Kräften steht, thun wird mich glücklich zu machen.“

Dann kam ihr plötzlich der Gedanke, daß Wochen vergehen würden, ehe sie ihn wiedersehen könne. Es war die erste längere Trennung seit ihrer Vereinigung und Thränen stiegen in ihre Augen empor. Noch einmal hätte sie ihn in ihre Arme schließen mögen; so kalt, so kurz schien ihr jetzt der Abschied. Freien Lauf ließ sie ihren Thränen, als sie in der Gaizblattlaube sich niederlegte und den Weg entlang schaute, auf dem er vor kurzer Zeit verschwunden war. Der große Hund legte seine zottigen Kopf auf ihren Schooß und blinzte sie fragend an; leise wimmernd strebte der kleine Fisch an ihr empor; die weißen Tauben kamen girrend und die zierlichen Galschen redend vom Dache herab und schauten neugierig auf ihre junge Herrin, aber Gretchen hatte heute keinen fröhlichen Ruf für die Vögel, kein Schmeichelwort für die Hunde — sie saß in stillen Schmerz versunken da und dachte des fernem Geliebten, der jetzt auf brausendem Eisenbahnzug dem Todtenbett seines Vaters zueilte.

Trübe Gedanken folterten die Seele Eberhards, während der Schnellzug dahinbraute durch die herbstliche Landschaft. Im Laufe des letzten Jahres hatte oftmals sein Vater in den Briefen trübe Bemerkungen von kommendem Unglück, von nahendem Tod fallen lassen, welche Eberhard um so weniger verstanden, als sein Vater nichts weniger als ein Mann gewesen, der sich mit traurigen Gedanken abplagte. Keiner hatte des Lebens Last so leicht genommen wie er. Dittmals hatte es sogar dem Sohn bedünken wollen, als lebe sein Vater allzu flott und verschwenderisch im Vergleich zu den Einkünften des Gutes. Theuere Rennpferde zu trainiren, mit ihnen die berühmtesten Rennplätze Europas zu besuchen, das war die Lieblingsbeschäftigung des alten Herrn gewesen. Jetzt erst fiel es Eberhard schwer auf's Herz, daß sein Vater den Rennstall im letzten Jahr abgeschafft, daß er zum ersten Mal, seit Eberhard denken konnte, seinen Sohn zur Sparsamkeit ermahnt, zum ersten Male seinem Sohn eine Summe Geldes, welche dieser zur Bezahlung einiger Schulden verwenden wollte, verweigert hatte. Sollte sich sein Vater rümt haben? Sollte er sich aus Verzweiflung darüber selbst den Tod gegeben haben?

Dieser Gedank stieg in seiner ganzen Schrecklichkeit in der Seele Eberhards empor. Wie oft hatte er nicht den Vater sagen hören, ein armseliges Leben ohne die Genüsse des Reichthums ertrage er nicht. Er sei nicht geschaffen, im Schweize seines Angesichts zu arbeiten für das tägliche Brod, ebenso wenig wie das edle Roß aus arabischem Blut zusammen mit dem Ochsen den Pflug ziehen könne.

Ein Cavalier der alten Schule mit all den Vorurtheilen derselben, mit all den Schwächen und den guten Eigenschaften, konnte er sich nicht in die Lage eines Mannes hineinsetzen, der für elenden Geldgewinn, für des elenden Lebens Noth durst arbeiten mußte.

Ueber dies Alles sann Eberhard nach, hinausstarrend aus dem engen Coupéfenster in die vorüberfliegende Landschaft, auf die im Herbstschmud prangenden Wälder, auf die Ströme, auf deren Fluthen rauschende Dampfer sich wiegten und schwerfällige Rähne langsam thalabwärts schwammen; hinstarrend auf die belebten Städte mit den mächtigen Thürmen alter Kirchen und ragenden Schornsteinen neuerstandener Fabriken; hinstarrend auf die einsame Mühle am murmelnden Bach, auf die abgetretenen öden Felder, auf die freundlichen Dörfer, in denen helle Kinderstimmen fröhlich dem vorüberlaufenden Zug zuriefen; hinstarrend auf die zerfallenen Ruinen alter Ritterburgen, an Felsen hängend gleich dem Horst des kühnen Adlers; hinstarrend auf die Geschäftigkeit weiltäufiger Fabriken und Koflemwerke, in denen schnaubend und brausend sich tausend Räder regten, Maschinen kreischten und stöhnten, und dicke Dampfwolken den klaren Herbsthimmel verfinsterten.

Doch die Nacht sank nieder und verhüllte die schlafende Welt. Aber des jungen Mannes Gedanken schlummerten nicht, die blutende Gestalt seines Vaters stieg vor seines Geistes Auge empor.

Drittes Capitel.

Das Rittergut Ellernbruch lag in der Mark, nicht sehr weit von der Hauptstadt Berlin. Dunkle Kiefern- und Tannenwäldungen umrauschten das Herrenhaus. Aus rothen Ziegelsteinen vor einigen Jahren neu aufgeführt, machte es einen bemerklichen Eindruck mit seiner freundlichen, modernen Fassade in der düsteren Umgebung, den anderen Baulichkeiten des Gutes, welche aus den grauen oder gelblichen Steinen der Granitblöcke der umliegenden Haide erbaut waren, den sogenannten „Findlingen“, vor Jahrtausenden von der Fluth und von mächtigen Eiszellen hierher gebracht.

Es war noch finstere Nacht, als Eberhard auf dem Bahnhof der nächstliegenden Station einen bereitstehenden Wagen bestieg, um nach dem väterlichen Gute zu fahren. Von dem Kutscher, einem jungen Burtschen, der ihn mit scheuen Blicken betrachtete, mochte er sich keine Auskunft geben lassen und so fuhr er schweigsam seiner Heimath entgegen.

Die Räder des Wagens knirschten in dem tiefen Sande des Weges; zuweilen drang das Schnauben eines Pferdes zu den Ohren des düster Dastehenden. Am nordwestlichen Horizont thürmten sich schwarze Wolken zusammen, stoßweise heulte der Wind in den dunklen Wäldungen, welche den Weg begleiteten, fahle Blitze zuckten in der Ferne und dumpf grollte der Donner in langen Zwischenräumen.

Der Kutscher trieb die Pferde an, um vor Ausbruch des Unwetters auf Ellernbruch anzukommen.

Jetzt erhoben sich die Wirthschaftsgebäude gleich dunklen Schatten vor den Augen Eberhards, vorbei an ihnen rollte der Wagen dem Thore des Herrenhofes zu, der von den landwirthschaftlichen Anlagen getrennt war.

Im Schlosse brannten einzelne Lichter, und als der Wagen auf die Rampe des Hauses vorfuhr, erschien der Inspector des Gutes, eine Lampe hoch emporhaltend, in der Thür, um den Sohn seines verstorbenen Herrn zu begrüßen.

Das Antlitz des hieheren Landwirths, eines Mannes von vielleicht vierzig Jahren, zeigte tiefe Traurigkeit; das gutmüthige Lächeln, welches sonst sein bärtiges Antlitz so oft erhellt hatte, war verschwunden.

„Eine traurige Heimkehr, Herr Lieutenant,“ sprach er leise. Eberhard schüttelte dem treuen Diener seines Vaters die berbe Rechte und fragte athemlos:

„Was ist vorgefallen, Herr Grundner? Unmöglich kann mein Vater eines natürlichen Todes gestorben sein.“ Grundner senkte den Kopf und antwortete:

„Wollen der Herr Lieutenant eintreten; die Dienerschaft braucht es nicht hören.“

Er schritt dem jungen Mann voran nach dem sogenannten Studirzimmer des alten Herrn, stellte die Lampe auf den Schreibtisch und seufzte dann tief auf. Er schien keine Worte finden zu können, um dem Sohn das schredliche Ende des Vaters mitzutheilen. Eberhard blickte sich flüchtig in dem so wohlbekannten Raume um; Alles stand noch so wie in früheren Zeiten: dort der breite Schreibtisch mit Papieren, Broschüren und Zeitungen bedeckt; über demselben an der Wand das Oelbild Sr. Majestät des Königs von Preußen; dort der Waffenschrank mit den Erinnerungen aus den Dienstjahren des alten Barons und den kostbaren Gewehren, Pistolen und anderen Waffen; dort die Chaiselongue mit der getigerten Reisebede seines Vaters; an den Wänden Bilder aus dem Sportleben Porträts berühmter Pferde und auf prächtigen Consolen die Preise, welche der Stall seines Vaters auf den verschiedensten Rennplätzen davongetragen; dort der mächtige Gelschrank — doch was war das?!

Eberhard trat näher an den Schrank heran, er beugte sich zu dem Schlosse desselben nieder und mit einem Male gelangte er zur vollkommenen Gewißheit. Ueber das Schloß des Schrankes hatte das Gericht sein amtliches Siegel gelegt!

Einen forschenden Blick warf der junge Offizier noch einmal auf die Gegenstände im Zimmer: überall, an dem Schreibtisch, an den Meubles leuchtete ihm das Siegel des Gerichts entgegen.

Keines Wortes mächtig, starrte er bleich wie ein Todter den Verwalter an.

„Was ist geschehen?“ stöhnte er dann. „Sagen Sie mir Alles auf einmal! Mein Vater —?“

„Er hat sich erschossen . . .“

Eberhard taumelte einige Schritte zurück und preßte die Hand vor die Augen. Grundner sprang hinzu, um den Wankenden zu unterstützen, aber der junge Mann raffte sich wieder empor und sprach mit dumpfer Stimme:

„Führen Sie mich zu seiner Leiche.“

„Ihr Vater ist im Mittelsalon aufgebahrt. Soll ich leuchten?“ Eberhard winkte abweisend mit der Hand und schritt rasch dem wohlbekannten Gemach zu.

Dasselbe, bestimmt zu festlichen Dinern und Zusammenkünften, führte mit einer Veranda in den Park des Schlosses hinaus. Hohe Fenster befanden sich zu beiden Seiten der großen Flügelthür, durch welche man auf die Veranda trat. Die Einrichtung dieses Saales war von gediegener, etwas altväterischer Pracht. Geschnitzte Eichenstühle mit Silber ausgelegt, hohe Büffets, in denen sich das prächtigste Geschirr befand, standen an den Seiten des Gemachs; dazwischen hochlehnige geschnitzte Sessel, kleinere zierliche Tischchen und andere Gegenstände zum Schmud des Zimmers. Mächtige Gemäwe, Eberköpfe, Statuen aus Bronze von berühmten Persönlichkeiten zierten die mit kostbaren Gobelins bedeckten Wände; von den hohen Bogenfenstern hingen schwere Vorhänge nieder mit dem Wappen der Ellern gestickt.

Als Eberhard durch die hohe Flügelthür in dies Gemach trat, wehten die Vorhänge hoch empor und die Lichter um den Katafalk des alten Herrn von Ellern drohten von dem Luftzug zu erlöschen, da die Fenster nach der Parkseite geöffnet waren.

Einen Augenblick stand Eberhard da ohne sich zu regen. Mit wuchtigem Krach schlug die Thür hinter ihm zu und der Wind des hereinbrechenden Unwetters löschte einige Kerzen am Sarge seines Vaters aus.

Langsam trat er dann an das Todtenbett seines Vaters heran.

Man hatte die Leiche schon in den Sarg gelegt und sie mit einem weißen Tuch vollständig bedeckt. Einige Kränze von alten Freunden, von früheren Kameraden, von den Beamten des Gutes lagen am Fußende des Sarges.

Mit bebender Hand hob Eberhard das Tuch von dem Antlitze des Todten.

Er schauderte zusammen.

Schon hatte die Verwesung ihren Stempel auf das theure Antlitze gedrückt, doch noch immer konnte man die edlen, vornehmen Züge des Gesichtes erkennen. Der Sohn sank am Sarge nieder auf die Knie und starrte das bleiche, schon etwas gebundene Antlitze an. An der rechten Schläfe befand sich ein thalergrößer blauer Fleck, die grauen Locken waren verbrannt an dieser Stelle — hier hatte der Unglückliche sich den tödtlichen Schuß beigebracht.

Eberhards Haupt sank auf den Rand des Sarges.

Bewußtlos blieb er liegen, aus seinen Augen perlen heiße Thränen.

Sein stolzer Vater ein Selbstmörder! Der alte Name der Eltern entehrt, ruinirt — oh, es war entsetzlich!

Was mochte sein armer Vater gelitten haben in der letzten Zeit — allein — ganz allein, ohne Weib, ohne Kind, ohne Freund! Mit welchen trozigen Gedanken mußte der alte Gabelmann das Pistol zur Hand genommen haben! — Ach, daß keine liebende Hand ihm dieselbe sanft entwunden!

(Fortsetzung folgt.)

Das Kunstgewerbe-Museum in Berlin.

(Mit Illustration.)

Der Erbauer dieses Gebäudes ist Martin Gropius, von der bekannten Berliner Familie dieses Namens; er war geboren 1824 und ist gestorben 1881, in der Blüthe seiner Jahre. In Spamers „Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien“, 8. Auflage, Bd. II, welches eine ganz erschöpfende Abhandlung über Baukunst und technische Künste, dann über Bautechnik und Gebäudearten enthält, welchem auch unsere nebenstehende Abbildung des Kunstgewerbe-Museums in Berlin entnommen ist, wird über Martin Gropius gesagt: „Er hielt sich, bei großer künstlerischer Feinheit und edler Durchbildung, namentlich der Decorationen, durchweg auf dem Boden Schinckels; sowohl an den Universitätsgebäuden zu Greifswald und Kiel, als an dem, in den Hauptformen aller Gruppierung entbehrenden, in der Durchbildung alle technischen Fortschritte ausgiebig zur Einzwängung des Backsteinbaues in klassische Formen benutzenden Kunstgewerbe-Museum zu Berlin, welche beide Fesler an dem noch im Bau begriffenen (nun vollendeten D. R.) Concerthaus zu Leipzig vermieden sind.“

Inwieweit dieser ausgesprochene Tadel architekturwissenschaftlich begründet ist, lassen wir gänzlich dahingestellt. Daß das Gebäude nicht durch große äußere Formenscheinheit imponirt, lehrt der erste Blick, doch darum handelt es sich hier nicht. Vielmehr stellen wir den Zweck voran, dem das Bauwerk dient und den es in bester Weise erfüllt: Förderung der kunstgewerblichen Bestrebungen. Erst seit wenigen Jahren ist man, begutachtet durch die grenzenlose Flachheit, Worthlosigkeit und totale

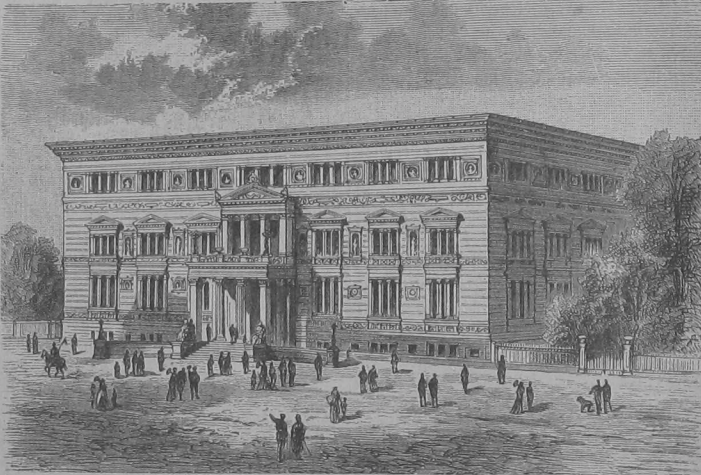
Verbildung auf allen Gebieten der kunstgewerblichen, oder vielmehr fabrikmäßigen menschlichen Gebrauchsgegenstände, mehr und mehr zu guten alten Mustern zurückgekehrt, hat diese entweder rein copirt, oder doch mit neuen Manieren zu combiniren gesucht.

Es wurde nun von großer Wichtigkeit, die reichen Schätze der gewerblichen Kunst früherer Jahrhunderte, welche in öffentlichen Sammlungen, in historisch denkmalwürdigen Bauwerken, im Privatbesitz zc. verstreut und größtentheils schwer zugänglich waren, der neuen Arbeit dienstbar zu machen. Der Zusammenstellung und übersichtlichen Anordnung solcher alter Musterstücke der verschiedensten Art, wie: Stickereien, Webereien, Malereien, Flechtereien, Schnitzereien, Metallarbeiten, zc. galten zu einem großen Theile die neu angelegten Kunstgewerbe-Museen. Sie wurden für alle Interessenten die

Quellen, wo sie sich Belehrung holten und ihre Ideen zu neuen kunstgewerblichen Schöpfungen belebten und vervollständigten.

Die Kunstgewerbe-Museen wurden die Schulen für den künstlerischen Betrieb der Gewerbe, besonders Möbelschleiferei, Tapissiererei, Metallarbeit aller Art, Weberei und Stickerie. Deutschland hat in den letzten Jahren auf diesem weiten Gebiete, unterstützt durch Literatur und graphische Künste, große Fortschritte gemacht, und Berlin steht in Bezug auf Förderung kunstgewerblicher Bestrebungen allen anderen Städten voran.

Darin liegt die Bedeutung des Berliner Kunstgewerbe-Museums, dessen Werth und Inhalt wohl selbst viele Berliner noch nicht kennen. Ein Besuch desselben lohnt sich in reichem Maße.



Das Kunstgewerbe-Museum in Berlin.

Froh Sinn.

Mir ist's als hätt' ich Flügel,
Die tragen mich so leicht
Hin über Thal und Hügel,
Daß mich kein Pfeil erreicht.

Wie reine Glockenklänge
Entschweben und vergehn,
Kann ich mein junges Leben
Und meine Leiden sehn.

Anna Richter.

Unter Rosen.

Roman von **Martin Bauer.**

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsgerecht vorbehalten.



er Amtsrath Dietrich suchte sich der Forderung seiner Tochter, ihn in ihrem Hochzeitskostüm nach Barmen zu begleiten, zu widersetzen, sie aber wurde heftig.

„Keine Widerrede, Papa,“ gebot sie, „ich will mit, ich muß mit. Wer hat das erste Recht dazu? Bin ich nicht seine Frau?“

Die Frage klang schneidend und der Amtsrath versuchte keinen Widerstand mehr, er gab die nöthigen Befehle.

Raum eine Viertelstunde später rollte ein geschlossener Wagen vom Hofe, in dem Vater und Tochter saßen, der Amtsrath ärgerlich und aufgeregt, mit dem festen Vorhaben, heut endlich einmal seinem Schwiegersohn den Standpunkt gründlich klar zu machen, etwas, wonach er sich schon Wochen gesehnt hatte, und Helene mit einem Herzen, voll der widersirendsten Empfindungen. Sie fühlte Zorn, Eifersucht, Daß, und über dem Allen lagerte eine wilde, tödtliche, herzbeulemende Angst, die ihr das Athmen erschwerte und den Herzschlag für Secunden aussetzen machte; sie wünschte den Pferden Flügel und bangte doch vor der Minute des Eintreffens in Barmen. Was würden sie finden?

Die drei Zurückgebliebenen waren auch nicht in der besten Stimmung. Tante Therese vergoß Ströme von Thränen, die zu verbergen sie sich nicht im Mindesten mehr die Mühe gab, und dem Baron Clauswitz wollte die Cigarre, die er sich zum bloßen Zeitvertreib angezündet hatte, durchaus nicht schmecken, er hätte in diesem Augenblick wer weiß was darum gegeben, wenn er Elchhof und die Hochzeitstafel im Rücken gehabt und im Chorower einsamen, dabei aber so gemüthlichen Familienzimmer gegessen hätte.

Kurze Empfindungen kamen denen seines Schwiegervaters sehr nahe, nur daß bei ihm die Sehnsucht nach seiner kleinen lieblichen Braut überwog. Was mochte Uda in diesem Augenblicke thun — ob sie an ihn dachte?

Der Elchhofer Wagen hielt auf der Rampe des Barmener Schlosses. Der halbwichsige Stalljunge lief herbei und der Mund blieb ihm vor Staunen offen, als er das Elchhofer Fräulein — nicht doch, die junge gnädige Gräfin — mit ihrem Vater erkannte.

Helene hatte einen dunklen Burnus über Kopf und Schultern geworfen, das weiße Hochzeitskleid rieselte lang und glänzend darunter hervor und von dem mit Hast entfernten bräutlichen Kranze waren vereinzelt Zweige in den wirren Locken hängen geblieben, die sich hie und da aus der schwarzen Umhüllung hervorstahlen. Der Bursche riß die Mühe vom Kopf und bemühte sich, auf des Amtsraths Frage, ob der Graf zu Haus sei, eine möglichst verständige Antwort zu geben.

Der Herr Graf sei zu Haus, gewiß, er sei vor ungefähr einer Stunde — ja, ungefähr so lange könne es her sein — angestrenzt gekommen. Das Pferd sei trotz der winterlichen Kälte ganz mit Schweiß bedeckt gewesen, der Herr Graf müsse sehr schnell geritten sein.

„Und wo ist der Graf jetzt?“ fragte der Amtsrath.

„Franz kam etwas aus der Fassung.“

Wo der Graf jetzt war, wie sollte er das denn wissen? Er kam direct aus dem Pferdestalle, wo ein braver Stalljunge doch auch für gewöhnlich hingehört, aber er vermuthete, im Schlosse; wo denn sonst bei dieser Kälte? Und Franz hauchte in seine blaugefrorenen Fäuste, um ihnen auf diese einfache Weise wieder zu etwas Beweglichkeit zu verhelfen.

„Komm, Papa, wir finden uns allein zu recht,“ sagte Helene gebieterisch, sie setzte den schmalen Fuß im weißen Atlashuh auf den Wagentritt und betrat die hohe gewölbte

Halle, achlos die lange Schleppe hinter sich herziehend, deren schwerer Atlas auf den breiten Steinfleien eintönig rauschte.

Der Vater folgte schweigend, und schweigend durchschritten sie die stolze Halle, von deren Wänden, über die schon die Schatten des Abends anfangen hinwegzuweichen, Hirschgeweihe, altherümliche Waffen und nachgebunkelte Delgemälde in schweren, matten Bronzerahmen auf die Eintretenden her niederfielen.

Der Amtsrath kannte die Dertlichkeit und ohne Zaudern schritt er auf eine hohe, schmale Eichenthür zu, an die er laut und vernehmlich pochte. Es erfolgte keine Antwort, nur ein leises Knurren hinter der geschlossenen Thür gab Zeugnis davon, daß nicht alles Leben in dem Schlosse erstorben sei.

„Hat seine Leute schlecht in der Zucht, das muß anders werden,“ brummte der Amtsrath ärgerlich, und da sein wiederholtes Pochen erfolglos blieb, drückte er auf die Klinke.

Die Thür war unverschlossen, sie gab nach und Helene schob ihren Vater zur Seite, sie betrat mit hastigen Schritten zum ersten Male das Zimmer ihres Bräutigams, ihres nunmehrigen Gatten.

Ein rascher, prüfender Blick überflog den ganzen Raum, dann öffneten sich Helenens Augen weit, ein schriller Aufschrei durchzitterte die Luft, Helene griff mit beiden Händen nach dem Herzen, dann sank sie bewußtlos zu Boden, ehe noch der bestürzte Vater sie in seinen Armen auffangen konnte.

Der Amtsrath trat näher, aber ein Zittern durchließ seinen Körper; selbst für ihn, den abgehärteten Mann, war der Anblick, der sich ihm bot, ein allzu erschütternder. Da lag der Graf Marburg auf dem Ruhebett, bleich, mit starren, halbgeöffneten Augen, — eine kaum sichtbare Wunde an der linken Schläfe — am Boden das Pistol, das eben erst den frampfhast gespreizten Fingern entfallen zu sein schien.

Und wenige Schritte davon entfernt lag nun Helene, regungslos, ohne ein Zeichen wiederkehrenden Bewußtseins; es war fast zuviel, das Entsetzen übermannte ihn und er eilte zur Thür, um laut und schallend nach Hilfe zu rufen, von Plutos funkelndem Blicke gefolgt, der bei seinem Herrn die Todtenwache hielt.

Es dauerte Minuten, ehe Hilfe kam; die Wirthschafterin war mit den Mägden im Souterrain beschäftigt und der alte Diener in Elchhof. — Dem Amtsrath wurden diese Minuten zu eben so vielen Ewigkeiten.

Endlich kam die Haushälterin athemlos gelaufen, von der Küchenmagd gefolgt. Frau Brigitte war eine verständige Frau, deren Fassung nicht so leicht zu erschüttern war, aber hier kam sie doch bedenklich in's Wanken. Sie griff mit beiden Händen an ihren Kopf. „Jesus, Maria und Joseph!“ — Aber dann siegte ihre praktische Natur über den fürchterlichen Schrecken. Das Nächstliegende war, nach einem Arzte zu schicken; sie verständigte den willenlosen Amtsrath, der allen ihren Anordnungen zustimmte, und schickte seinen Wagen nach Sternitz. Der gaffende Franz mußte nach Elchhof, — der Graf brauche Hilfe, Friedrich solle sofort kommen; die junge Gräfin sei erkrankt, Fräulein Dietrich möge Hilfe schicken — das war vorläufig das Nöthigste.

Dann trat die Wirthschafterin furchtlos, ihr inneres Wehen bemästernd, an den Grafen heran. Sie sah die Wunde an der Schläfe, den schmalen Blutstreifen, der davon herabsickerte, sie hob die regungslose Hand und sie mußte sich achselzuckend gesehen, daß ihre Hilfe hier ohnmächtig war. Sie wandte sich zu Helene, deren Stirn und Schläfen

sie mit kaltem Wasser nekte, deren Hände und Füße sie rieb, bis Helene nach einem tiefen Athemzuge die Augen öffnete, um sie gleich darauf schauernd wieder zu schließen.

Nach Verlauf von zwei Stunden war Hilfe genug da, aber sie kam zu spät — wo sollte man helfen? Der herbeigeholte Arzt konnte nur constatiren, daß der Tod fast augenblicklich eingetreten sein müsse, in Folge einer Schußwunde in die linke Schläfe, die der Graf sich, allem Anschein nach, selbst beigebracht habe, — ob absichtlich, ob durch Zufall, möge dahingestellt bleiben.

„Durch Zufall, selbstverständlich,“ sagte Amtsrath Dietrich peremptorisch. Er war ganz der Alte, als er mit seiner Tochter am Arme, die beinahe ebenso geisterhaft gleich ansah wie der Todte, zum Aufbruch bereit in die Thür trat, und der Doctor verbeugte sich zustimmend.

Freilich meinte Letzterer noch am selben Abende am Viertisch, wo er der Erste war, der die große Neuigkeit proclamirte: „Ein boshafter, höchst seltsamer Zufall, der bedenklich nach Absicht aussieht,“ ließ sich aber, ungeachtet aller neugierigen Fragen, auf keine nähere Erklärung ein.

Helene verließ wankenden Schrittes das Zimmer, ohne nur einmal den Blick rückwärts gleiten zu lassen; sie hatte sich nicht einen Augenblick dem Todten genähert, aber sie hing schwer am Arme ihres Vaters, und als sie in den Wagen stieg, schwankte sie und wäre hingestürzt, wenn Tante Theresie sie nicht aufgefangen hätte.

Baron Clauswitz und Kurt Walbow waren tief erschüttert — ein so jähes, entsetzliches Ende! — Sie waren mit nach Barmen geilt und konnten nichts helfen; Kurt sah blaß und verstört aus. — „Weshalb — um Gotteswillen, weshalb?“ rief es aus ihm.

„Weshalb?“ das war die Frage, die in Allen laut wurde, denn an Zufall glaubte Niemand. Die Antwort hätte ein kleines Briefblatt geben können, aber es war vernichtet, zerstört; ein Häufchen Asche auf dem silbernen Leuchter und ein schwacher brandiger Geruch im Zimmer gaben allein ein Zeugniß ab von seiner Existenz.

„Fährst Du mit nach Chorkow?“ frug Baron Clauswitz, endlich sich ermannend, seinen künftigen Schwiegersohn. Kurt schüttelte mit dem Kopfe.

„Nein, ich danke. Grüßen Sie Ada — aber ich kann nicht — ich muß allein sein.“

Baron Clauswitz nickte, sie verließen gemeinsam das Gemach und der Todte blieb allein — nein, nicht ganz allein, denn der treue Diener kniete weinend an dem Lager und der Hund froh hervor und leckte winselnd die kalte Rechte seines todtten Herrn.

XVII.

Es war am nächsten Tage. Um acht Uhr Abends kam der Courierzug in L., der nächstgelegenen Bahnstation, an und ihm entstieg aus einem Coupé erster Klasse eine hochgewachsene Frauengestalt, deren Gesichtszüge der dichte, dunkle Schleier vollkommen verbarg. Sie gab der ihr nachfolgenden kleineren Dame, die eine dienende Stellung einzunehmen schien, einige Befehle, dann wandte sie sich nach dem Wartesaal, an dessen Thür sie einen Augenblick zögerte, von

dem Gespräch zweier Herren angezogen, die sich laut und ungenirt auf dem Perron unterhielten.

„Es ist also wirklich wahr?“ frug der Bahnhof-Inspector. „Gewiß und wahrhaftig wahr,“ erwiderte der Angekommene, der kein Anderer war als der von Barmen zurückkehrende Arzt. „Ich komme ja soeben von Barmen. Ich war zur ärztlichen Hülfeleistung berufen; freilich konnte ich nichts mehr helfen,“ fügte er achselzuckend hinzu.

„Und Sie meinen, daß Graf Marburg sich selbst erschossen hat?“

„Gar kein Zweifel,“ sagte der Doctor gleichmüthig und zündete sich eine Cigarre an.

„Aber warum, und noch dazu am Hochzeitstag?“

„Wer kann das wissen!“ brummte der Doctor; „wird wohl irgend einen Grund gehabt haben.“

Der Inspector ließ sich nicht so leicht abweisen, er brannte vor Neugierde und konnte sie hier aus erster Quelle befriedigen, er rückte vertraulich näher und faßte den jungen Arzt, wie um sein Entweichen zu verhindern, am Rockknopf. „Was sagt denn die junge Wittve dazu, ist sie sehr untröstlich?“ Eigentlich, Doctor, ist's doch ein verfluchtes Pech, so Wittve zu werden, ohne vorher Frau gewesen zu sein — was?“

Dem Doctor war nicht nach Scherzen zu Sinne, er erwiderte etwas unwillig:

„Die Frau Gräfin wird sich mit der Zeit wohl zu trösten wissen; was sie eigentlich denkt, erfährt Niemand. Die sagte schon als Fräulein Dietrich nicht mehr als sie gerade sagen wollte, sie wird als Gräfin Marburg nicht mittheilsamer geworden sein.“

Die verschleierte Frauengestalt an der Thür hatte genug gehört, wie ein Krampf schüttelte es die stolzen Glieder, die Hände verschlängen sich fest und die Rippen flüsterten tonlos: „Zu spät.“ Aber dann richtete sie sich höher auf, sie ging der zurückkehrenden Dienerin entgegen und sagte mit feierlicher Stimme in französischer Sprache:

„Ich habe mich anders besonnen, wir reisen weiter.“

„Aber die Villets —“ wandte die Jose ein.

Eine ungeduldige Handbewegung der Herrin und sie ging an die noch geöffnete Coupéthür — die kleine Scene hatte nur Minuten gedauert — um den Schaffner zu verständigen, er trat ehrerbietig zurück und die Dame stieg wieder ein.

„Aber mein Himmel, war das denn nicht — die Dame sah doch ganz so aus!“ — flüsterte der Doctor, der jetzt erst aufmerksam geworden war, ganz consternirt und versuchte sich Gewißheit zu verschaffen.

Es war zu spät; die Thür war längst in's Schloß gefallen, der Schaffner bestieg seinen lustigen Sitz, der Zug piffte und der Bahnhof-Inspector salutirte, während der Doctor sich verwundert die Stirn rieb.

Dann wandte sich der Inspector wieder an ihn.

„Was meinten Sie vorhin, lieber Freund?“

Der Doctor fuhr empor.

„Ach nichts, nichts, eine augenblickliche Sinnesstörung. Mein Wagen wartet, kommen Sie schnell einen Grogg trinken, dann muß ich nach Haus, ich habe heut noch einen Patienten zu besuchen.“ — — —

(Schluß folgt.)

Die Frauen der Petersburger Gesellschaft.

Bettroman von **Wladimir Fürst Meshchischersky.**

(Fortsetzung.)

nachdruck verboten.

XXXIII. Dunkle Wolken.

Wir haben im vorigen Capitel Elisabeth Gagarin verlassen, wie sie sich nach dem Balle ihren widerspruchsvollen Gedanken überließ. Es schlug früh 6 Uhr, und sie schlief noch nicht.

„Jetzt will ich schlafen,“ sagte sie. „Ach, ich habe ja noch nicht gebetet, darum kommen mir so viele böse Gedanken in den Kopf... Ich muß beten... Aber ich bin so müde, es ist so behaglich hier in meinem Bette... Mein mein, ich darf nicht — ich muß — muß beten!“

Sie stand auf, warf sich einen wollenen Schlafrock über,

streckte die Füßchen in die Pantoffeln, ging rasch zu ihrem Heiligenschein, fiel auf die Kniee und begann zu beten.

Nachdem sie gebetet, legte sie sich wieder zu Bett, löschte ihr Licht aus und schlief ein. —

Ganz anders war die Wirkung des Balles auf Olga, sie kam in glücklichster Stimmung in ihr Zimmer und sagte zu ihrem Mädchen:

„Es war schrecklich amüsant, Mädchen, aber dafür bin ich auch todmüde.“ Darnach entledigte sie sich, legte sich in's Bett und dachte: „Nein, beten kann ich nicht,“ bekreuzte sich, leise murmelnd: „Gott sei mir Sünderin gnädig!“ schloß die Augen und schlief sofort ein.

Werken wir nun noch einen Blick auf den jungen Garde-Aspiranten, auf Wolodä. Dieser wurde Nachts zwei Uhr ganz betrunken von Borel nach Hause gebracht. Von diesem Ereignisse wußten nur der Diener und Zina. Die letztere schämte, dem ersten streng ein, Niemandem ein Wort davon zu sagen. Am Abende vorher hatte Wolodä den Sohn des Fürsten Swatosarof kennen gelernt, einen siebzehnjährigen Junker der Chevalier-Garde. Dieser stellte ihn zwei Regimentskameraden und einem Husaren vor und sie beschloßen Alle zusammen erst in's Ballet und dann zu Borel zu fahren. Hier trank Wolodä Brüderschaft mit den vier neuen Kameraden. Jeder von ihnen nöthigte ihn, ein Glas Champagner in einem Zuge zu leeren — nach dem dritten Glase war der arme Wolodä fertig.

Fürst Sergei hatte die Nacht des Balles sehr unruhig verbracht. Beängstigende Bilder quälten ihn wie ein Alp. In seinen Träumen war er beständig auf dem Balle und suchte Lisa, aber jedesmal wenn er sich ihr näherte, verschwand sie und er erblickte ihr reizendes Gesicht nur von Zeit zu Zeit, entweder hinter einer großen Menschenmenge, oder in Nebel gehüllt.

Am folgenden Morgen war Marie die Erste, die aufgestanden war, und sie eilte zu ihrem Bruder.

„Du siehst sehr blaß aus,“ sagte Sergei, indem er sie auf die Wangen küßte.

„Ich habe wenig oder gar nicht geschlafen; unruhige Träume quälten mich. Nasta meint, diese Träume hätten eine schlechte Bedeutung. Mir träumte, ich sei in einem sehr großen Garten, in dessen Mitte sich ein großer Teich befand, und ich näherte mich diesem Teiche, um mich hineinzustürzen. Ich stürzte mich hinein und erwachte, am ganzen Körper zitternd, von kaltem Schweiß bedeckt!“

„Aber wie war es auf dem Balle? Hast Du Dich gut amüßirt?“

„Wie kannst Du so fragen! Gelangweilt habe ich mich — nein, doch eigentlich nicht, denn ich habe an mich selbst gar nicht gedacht.“

„Hast Du viel getanzt?“

Nicht sehr viel. Aber die Gagarins, kann ich Dir sagen, waren förmlich belagert von Tänzern.“

„Hat Lisa sich gut amüßirt? Sah sie schön aus?“

„Und wie hat sie sich amüßirt! Schade, daß Du nicht da warst, sie war wunderbar schön.“

„Wirklich?“ rief Sergei und sein Gesicht strahlte vor Freude. Man sah ihm an, wie stolz er in diesem Augenblicke auf Elisabeth war.

Seine Schwester zeigte einen ganz anderen Ausdruck auf ihrem Gesicht. Sie senkte den Kopf und schien Muth zu sammeln, um ihrem Bruder etwas Unangenehmes zu sagen.

„Sergei, weißt Du was,“ sagte sie endlich, den Kopf erhebend und mit einer Troddel des Schlafroths ihres Bruders spielend, „laß Lisa nicht zu oft auf Bälle gehen!“

„Warum?“

„Weil man ihr vielleicht den Kopf verdrehen würde. Du weißt selbst, wie die Petersburger Gesellschaft beschaffen ist; die Gräfin Trubekoi kann sie doch nur auf Bällen sehen und es scheint mir besser, wenn sie diese nicht oft sieht. Vielleicht irre ich mich, aber ich mußte Dir das sagen.“

Fürst Sergei drückte die Hand seiner Schwester, ohne etwas zu erwidern. Er sah sehr nachdenklich aus.

„Der erste Ball verdreht Jedem ein wenig den Kopf,“ sagte er nach einer Pause, als beile er sich, Elisabeth zu vertheidigen, um sich selbst zu beruhigen.

„Sie wird heute kommen, dann sprich mit ihr über diesen Punkt.“

In diesem Augenblicke ließ sich der Oberst Suchotin melden, und Fürst Sergei ließ ihn eintreten. Der Fürst sah ihm sofort an, daß ihn etwas Unangenehmes herführe.

„Habe die Ehre, Sie zu grüßen,“ brummte Suchotin. „Die ganze Nacht habe ich nicht geschlafen, sondern immer an Sie gedacht.“

„Es scheint, daß in dieser Nacht alle Welt schlecht geschlafen hat,“ bemerkte die Knäschna lächelnd.

„Ja, wann hätte man denn schlafen sollen? Es war vier Uhr, als es mir gelang, fortzukommen. War das ein Ball, Fürst! — Großartig, kann ich Ihnen sagen, eine Zauberwelt, bei Gott! . . . Aber der Teufel hole diese Zauberwelt! Erinnern Sie sich, Fürst, was ich Ihnen in Simafowo sagte? Jetzt ist es Zeit, daran zu denken. Die ganze Nacht hat es mir keine Ruhe gelassen. Mir scheint es, jetzt ist Alles aus. Der Vogel ist aus dem Käfig gelassen und einfangen wird man ihn nicht mehr!“

„Ach, gehen Sie doch, Fedor Suchotin!“ entgegnete der Fürst etwas gereizt, „Sie prophezeien immer allerhand Unglück! Was ist denn Ungewöhnliches dabei, daß Lisa sich auf ihrem ersten Ball gut amüßirt hat?“

„Um Verzeihung, dabei ist gar viel Ungewöhnliches. Ich bin der Sache auf den Grund gekommen. Die Gräfin Trubekoi giebt sich nicht umsonst so viel Mühe, Ihrer Braut Tänzer und Einladungen zu verschaffen, — die Einladung zu diesem Balle war ja auch ihr Nachwerk, und heute kommt wieder eine Einladung, und morgen, und übermorgen . . . Ich sage Ihnen voraus, Sie werden Ihre Braut bis zu Ihrer Hochzeit so wenig sehen, wie Ihre Ohren; Sie werden schon an meine Worte denken.“

„Heute wird sie z. B. fast den ganzen Tag bei uns zubringen,“ erwiderte der Fürst nervös.

„Dieser Geschichte muß man ein Ende machen,“ rief Suchotin in Eifer. „Sie müssen entweder gleich heirathen und fortreißen, oder gar nicht heirathen, oder Sie werden eine Frau bekommen, die nicht besser sein wird als alle diese Damen, z. B. die Trubekoi.“

„Sind Sie toll geworden?“ rief der Fürst.

„Sie müssen Elisabeth Gagarin verbieten, Bälle zu besuchen,“ fuhr Suchotin heftig fort. „Wozu braucht sie denn Bälle zu besuchen, wenn ihr Bräutigam krank ist? Glauben Sie, daß solch ein Patron wie Gri-Gri ihr nicht Hornissen in den Kopf setzen wird?“

„Mit wem hat sie die Mazurka getanzt?“ fragte der Fürst.

„Mit dem Fürsten Gri-Gri,“ antwortete die Knäschna leise.

Sergei antwortete nichts, aber man sah ihm an, daß ihm diese Nachricht nicht angenehm war. Seine Stimmung war in diesem Augenblicke keine beneidenswerthe. Im Grunde stimmte die Auffassung Suchotins doch mit der seiner Schwester überein.

Während alle Drei noch dies Thema erörterten, erschien die majestätische Gestalt der Fürstin Mutter in der Thür.

„Schon Gesellschaft?“ begann sie, nickte Suchotin mit einem bon jour gnädig zu, küßte ihre Tochter auf die Stirn und näherte sich ihrem Sohne, welcher aufstand und seiner Mutter sehr ehrerbietig einige Schritte entgegen ging.

„Eh bien, wir sind ja ganz munter,“ sagte sie, nachdem sie ihn geküßt hatte.

„Ja, heute werde ich hoffentlich meiner Gast entlassen,“ erwiderte Sergei. „Die Aerzte sollen ja heute kommen.“

„Es ist auch Zeit,“ sagte die Fürstin, sich auf einen Lehnstuhl setzend, und fügte dann im Tone großer Befriedigung hinzu: „In fünf Tagen, mon cher, gebe ich einen

Ball und Dir kann ich zu dem Erfolge, den Deine Braut gestern gehabt hat, gratuliren."

"Was ist da zu gratuliren, gnädige Frau!" mischte sich Suchotin ein. "Es ist, bei Gott, unbegreiflich, wozu man ihm gratuliren soll?"

Die Fürstin stutzte. Diese plötzliche Einmischung Suchotins, seine Anrede "gnädige Frau", der belehrende Inhalt seiner Worte, Alles das hatte sie im höchsten Grade über- rascht. Sie sah ihn an, als wollte sie ihn fragen, ob er verrückt geworden sei.

"Ich habe schon von Lisas Erfolgen gehört," bemerkte der Fürst, "aber ich muß gestehen, mich interessirt das sehr wenig."

"Aber mich, wenn es diesem Herrn nicht mißfällt," ver- setzte die Fürstin, sich mit einem ironischen Lächeln gegen Suchotin wendend; "es hat mich sehr gefreut und mich auch in Betreff Deiner Zukunft sehr beruhigt. Elisabeths Manieren sind tadellos; sie hat sehr viel Liebreiz, sie ist sehr grazios und spricht allerliebst, sogar elegant. Es ist unzweifelhaft, daß sie es verstehen wird zu empfangen und sich des hohen Namens, den sie tragen soll, würdig zu machen. Für unsere Zeit ist das schon sehr viel. Deine Braut hat die Ehre gehabt, daß alle hohen Gäste, die auf dem Balle waren, sich ihr vorstellen ließen — das ist doch kein geringer Erfolg."

"Ich muß gestehen, Mama," erwiderte Sergei düster, "es ist mir vollkommen gleichgiltig, ob sich die hohen Gäste Lisa haben vorstellen lassen oder nicht, und noch gleichgiltiger ist es mir, ob meine Braut es verstehen wird, zu empfangen oder nicht, denn ein offenes Haus werde ich nicht haben."

"Nun, das wollen wir schon sehen," entgegnete die alte Fürstin empfindlich. "Du wirst auf Deine Frau wohl die- jenigen Rücksichten nehmen müssen, die ihr Geschmac, ihr Charakter, ihre Stellung verlangen werden. So viel ich urtheilen kann, wird Deine Braut das gesellschaftliche Leben sehr lieben, und ich glaube nicht," fuhr sie mit einem ver- ächtlichen Blick auf Suchotin fort, "daß sie ihre ganze Jugend dem Kuch- und Hühnerstalle widmen werde, wie Du Dir das so schön denkst, mein lieber Sohn. Ich fange an zu glauben, daß wir uns Beide in Deiner Braut geirrt haben: ich, indem ich sie zu streng beurtheilte, ehe ich sie gesehen hatte; Du, indem Du glaubtest ein Landmädchen in mein Haus einzu- führen und statt dessen mir eine jener seltenen Ausnahmen des provinziellen Lebens brachtest, denen die Vornehmheit gleichsam angeboren ist."

Sergei schwieg. Es war ihm zu Muth, als müsse er er- stiden; auf seine noch geschwächten Nerven wirkten die Worte seiner Mutter wie das Geräusch, welches entsteht, wenn man Glas mit einem Messer schneidet.

Suchotin stand mit selbstzufriedener Miene da, die Hände in den Taschen und blickte bald ermunternd und beifällig auf die Fürstin, bald vorwurfsvoll auf den Fürsten, als wollte er sagen: "Erinnerst Du Dich, Bruder, wie ich Dir das prophezeit habe? . . . Mir wolltest Du nicht glauben, nun hörst Du's von anderer Seite."

Sergei erhob sich und ging im Zimmer auf und nieder.

"Wie meine Frau sein wird, werden wir noch sehen, jedenfalls ist es durchaus nicht nöthig, daß Lisa von einem Balle zum andern geschleppt wird," sagte er endlich mit heiserer Stimme.

"Aber liebster Sergei, Lisa muß doch die Welt kennen lernen, ehe sie sich vermählt, das weißt Du selbst sehr gut."

Meiner Ansicht nach hat sie das durchaus nicht nöthig; wozu?" knurrte Suchotin.

Die alte Fürstin zeigte sich durch diese wiederholte tactlose Einmischung auf's Höchste verletzt; sie zuckte mit den Achseln, stand auf, ohne ein Wort zu erwidern und bewegte sich der Thüre zu.

Da trat ein Diener mit einem Billet ein, welches er der Knäskna reichte, indem er sagte: "Von Fräulein Gagarin. Der Bote wartet auf Antwort."

"Gewiß kann sie nicht kommen," sagte Suchotin spöttisch. Der Fürst blickte Suchotin zornig an.

"Ist es von Lisa?" fragte er.

Die alte Fürstin blieb an der Thür stehen.

"Ja, von Lisa," antwortete die Knäskna. "Sie haben

Recht, Herr Suchotin, die Nerven hat so starke Kopfschmerzen, daß sie zu Hause bleiben muß. Hier, lieber Bruder, sind einige Zeilen an Dich. Sie hofft heute Abend zu uns zu kommen," und die Knäskna reichte ihrem Bruder den Brief. Die Fürstin verließ das Zimmer.

Der Fürst las:

"Lieber Sergei, wenn Sie wüßten, wie viel ich heute Nacht an Sie gedacht habe, und wie es mir leid gethan hat, daß Sie nicht auf dem Balle waren, Sie würden mit mir zu- frieden sein. Der Ball hat mich ganz verrückt gemacht. Mein Kopf ist schwer und schmerzt sehr; mir ist wußt und traurig zu Muth! Aber ich habe mich doch ungemein amüsiert."

"Eine Antwort ist wohl nicht nöthig, nicht wahr, Marie?" sagte der Fürst, auf den an der Thür stehenden Diener blickend.

"Wie, Du willst nicht schreiben? Dann will ich es thun. Laß den Boten warten," befahl sie dem Diener.

"Was soll ich schreiben, die Hand thut mir weh," be- merkte Sergei mürrisch.

Marie näherte sich ihrem Bruder zärtlich.

"Du bist böse auf die arme Lisa, weil Mama Dich gereizt hat. Ich bitte Dich, schreibe Lisa ein Billetchen und ich werde es ihr bringen. Willst Du?"

"Was bist Du doch für ein Engel, Marie! Immer verbreitest Du Segen um Dich her. Verzeihe mir, ich werde nicht mehr böse sein."

Er ging an den Tisch und begann zu schreiben.

"Sie haben mich wohl hier nicht nöthig," bemerkte Suchotin kurz. "Nun, Gott mit Ihnen, wenn Sie mich nicht hören wollen."

"Warum soll ich auf Sie hören," antwortete der Fürst ungeduldig; "etwas Gutes hört man von Ihnen nicht."

"Ich rathe Ihnen nur Eins, Fürst: lassen Sie Ihre Braut nicht auf die Bälle gehen, sonst ist sie verloren, auf mein Ehrenwort! Uebrigens thun Sie, was Sie wollen."

"Nun nun, lieber Herr, von zwei oder drei Bällen wird ihr nichts geschehen," sagte die Knäskna in scherzendem Tone; "machen Sie meinem Bruder keine Angst."

"Du mein Himmel, liebste Knäskna, wie sollte ich ihm Angst machen! Ich habe doch schon in Simakowo genug aufgepaßt und kenne diese Leute alle besser als meine Taschen, besonders die Elisabeth. Eine große Schönheit ist sie, das ist wahr, und klug wie der Teufel, das ist auch wahr, aber ein landliebendes Mädchen ist sie nicht, das sieht man ihr auf den ersten Blick an. Der Fürst will es nicht glauben; gut, aber wenn er sie geheirathet haben wird und ihre wahre Natur zum Vorschein kommt, dann wird er sich des alten treuen Suchotin erinnern."

"Sie beurtheilen die Natur der Frauen sehr falsch, Suchotin. Aus einem Mädchen, wie Lisa, kann man machen was man will, wenn man es nur richtig anfängt. Das haben Sie nicht herausgefunden. Sie kann sich hinreißen lassen, aber nicht verderben werden; das sind zwei sehr ver- schiedene Fälle. Sie hat eine eindrucksfähige schwärmerische Seele und wird jedem guten Einflusse zugänglich sein."

"Gewiß, das will ich nicht bestreiten, aber den rechten Moment muß man wahrnehmen; läßt man den vorübergehen so kann leicht ein anderer gefährlicher Einfluß sich geltend machen. Ja, wären Sie gestern auf dem Balle gewesen, aber so . . ."

"Nun, was ist denn da eigentlich gewesen, sagen Sie es mir doch!" rief der Fürst leidenschaftlich erregt.

"Gar nichts, lieber Bruder," beschwichtigte Marie mild.

"Wieso gar nichts, wenn er von dem gestrigen Balle spricht, als sei er für Lisa schlecht gewesen?"

Fürst Swätosarof trat in's Zimmer.

(Fortf. folgt.)



Eine ägyptische Mutter. (Siehe Seite 431.)

Eine ägyptische Mutter. (Mit Illustration.) Der Anblick dieses überaus wirkungsvollen Stimmungsbildes erinnert in prägnanter Form daran, wie wenig im Grunde das ägyptische Volksleben sich im Laufe der Jahrhunderte unter türkischem Joch verändert hat. Das schöne dunkle Weib, in ihrer starren, statuenhaften Unbeweglichkeit und doch mit dem Ausdruck süßlicher Gluth, könnte ebenso gut dem Zeitalter der Pharaonen angehören, wie es die Gegenwart vertritt. Es ist die typische Verkörperung der Nacht der Geschichte, die trotz aller Puschereien abendländischer Dabucht wie ein magischer Schleier über dem Nilande ruht. Das Bild westlicher Civilisation, die Freiheit und Würde der Weiblichkeit ist aus diesen Regionen anscheinend auf Ewigkeiten hinaus verbannt; wenigstens sorgt die Rivalität der europäischen Mächte dafür, daß der Druck der Türkenfaust auf den Nacken des ägyptischen Volkes seine ganze Wucht behält.

Für's Haus.

Gegen Verstauchungen und Verrentungen. Es wird neuerdings vielfach empfohlen, zur Befestigung der Entzündung und Schwellung verstauchter und verrenteter Gliedmaßen, statt der Umschläge von kaltem Wasser oder Eis, heiße Umschläge oder ein heißes Wasserbad, verpackt mit etwas Arnikainktur, anzuwenden, darauf aber das kranke Glied in Watte einzuwickeln, welche mit etwas Arnikainktur getränkt ist.

Krautbrühe. Man setze 2—3 Pfund gutes mageres Rindfleisch, von welchem alle Fetttheile entfernt sind, mit kaltem Wasser an, bringe dieses zum Kochen und feihe, wenn das Fleisch 10 Minuten gekocht hat, die Brühe durch, dann ist sie zum Genuß fertig und für Kranke und Schwache sehr dienlich. Solz darf dabei nur sehr wenig verwendet werden, ist aber nicht nöthig.

Sogenannte Verdauungspissen. Alle Pissenarten, welche Moll enthalten, mögen sie Namen haben wie sie wollen, sind entschieden zu verwerfen; sie wirken allerdings scharf und bringen momentan Erleichterung, richten aber bei öfterem Gebrauch den Verdauungsorganismus zu Grunde. Durch Nektane lasse man sich nicht verlocken.

Ein Geheimniß der Pflanzenfärbung. Wenn man Pflanzen, welche roth blühen, in der Weise behandelt, daß man die Erde um dieselben mit feinepulverten Steinkohlse befreit und dann wie gewöhnlich gießt, so soll die Blüthenfärbung eine weit schönere werden.

Vegetationszucht. Der Boden, in welchen Vegetationskörner gesät worden, wird mit feinem Sande, dem zur Hälfte Holzkohlenpulver beigemischt ist, bedeckt. In Ermangelung des letzteren nimmt man bloß Sand. Sobald die Pflanzen aufgehen, müssen sie nach und nach an die Luft gewöhnt werden. Bei kalter Witterung stellt man sie hinter einen Fensterschirm, während der andere geöffnet wird. In Doppelfenster ist die Kultur leichter als im Wohnzimmer. Mit dem Begießen muß man sehr vorsichtig zu Werke gehen, weil die Pflanzen leicht abfaulen. Sind sie übertrieben, so streut man feinen Sand mit Kohlenpulver dazwischen, damit sie sich wieder erholen und neue Kraft bekommen. Will man einen schönen Flor haben, so muß man sie später in recht fetter Erde versehen.

Allerlei Nützliches.

Die Kunst der Feuerwerkerei. Unter diesem Titel erschien bei A. Sartleben in Wien eine ausführliche „Anleitung zur Anfertigung sämtlicher Feuerwerkskörper, als aller Arten von Leuchtfenern, Sternen, Leuchtkugeln, Raketen, der Luft- und Wasserfeuerwerke, mit 45 Abbildungen“. Da die Feuerwerkerei eine in allen Kreisen beliebte Festsunterhaltung ist, die ein aufmerksames Studium und Genauigkeit erfordert, so ist der Verleger den Wünschen vieler, welche die Feuerwerkskunst theoretisch und praktisch erlernen wollen, dadurch entgegen gekommen, daß er durch einen Pyrotechniker dieses leichtfaßliche Werkchen bearbeiten ließ. Es enthält eine erschöpfende Darstellung der gesammten Feuerwerkerei. Nach der „Herstellung der Feuerwerkskörper“ wird die Behandlung der Brillantfeuer, Leuchtkugeln, Sterne und der anderen pyrotechnischen Wunderkünste, bengalischen Feuer und Raketen einer umfassenden Besprechung unterzogen. Der letzte Abschnitt befaßt sich mit den Feuerwerks-Objekten, Fronten etc. Wir können dasselbe als sicheren Leitfaden anempfehlen.

Zur Bändigung störrischer Pferde. Pferde, welche im Zuge oder beim Beschlagen nicht gehorchen, kann man leicht dadurch beruhigen, daß man etwas Petroleum auf ein Tuch gießt und dieses den störrischen Thieren über die Nase legt. Das Mittel wirkt sehr schnell.

Alkohol aus Kastanien. Nach Dr. Kollers neuen Erfindungen und Erfahrungen werden die Kastanien geröstet, wodurch sich ein Theil der Masse in Zucker verwandelt. Auf diese Weise längere Zeit aufbewahrt, werden sie geschält und mit Wasser ausgekocht, wobei sich das Wasser färbt und den zuckerhaltigen Theil auszieht. Die wiedergekochten Kastanien werden hierauf gequetscht, mit der Flüssigkeit gut vermengt und so der Gährung unterworfen. Bei der schließlichen Destillation erhält man einen Weingeist von ganz guter Qualität. Die Ueberreste der Destillation werden zur Nahrung für Vieh verwendet und sollen

für dasselbe gesunder sein, als die mit der Schale gemahlenen und im Wasser macerirten Früchte. Hundert Liter Kastanien, nach dieser Methode verarbeitet, liefern angeblich acht Liter vorzüglichen Weingeist.

Allerlei Heiteres.

Der pfiffige Hund. Ein alter Weidmann erzählte, er habe einen Hund, dem er jeden Mittag am Halsband 3 Pfennige befestige, worauf der Hund fortlaufe und sich beim nächsten Wäcker eine Semmel dafür hole. „Nun geschah es aber einmal, daß der Hund zwei Tage hintereinander keine Semmel heimbrachte, obgleich er jedesmal seine üblichen 3 Pfennige erhalten hatte. Wie erstaunte ich aber, als der Hund am dritten Tage eine Wurst heimbrachte. Er hatte sich nämlich das Geld zusammengeparzt, um sich einmal einen Lederbüßel kaufen zu können.“

Wie zu Hause. Eine große Dame verlor auf der Straße ihr Portemonnaie. Ein kleiner Junge sah es, hob es auf, eilte der Besitzerin nach und erstattete ihr die ziemlich inhaltvolle Geldtasche zurück, ehe sie noch ihres Verlustes gewahr geworden. Verirrt fragt die Dame den Knaben, ob er Hunger habe und als er dies eifrig bejaht, nimmt sie ihn in das nächste Restaurant und sagt, er solle selbst zur Auswahl ausgestellte Dinge deutend: „Nun, mein Junge, thue gerade, als ob Du zu Hause wärest!“ Wer beschreibt aber ihr Erstaunen, als sich auf diese denkbar freundlichste Einladung hin die eben noch vor Freude funkelnden Augen des Kleinen mit Thränen füllten und er in die Worte ausbrach: „Wie zu Hause — ach und ich dachte schon, ich sollte mich hier nach Hergenslust satt essen können!“ Natürlich beruhigte ihn die Dame, aber erst nachdem sie ihm ausdrücklich gesagt hatte: „daß er gerade so essen solle, als ob er nicht zu Hause wäre,“ machte er sich daran, von allen ihm nur erreichbaren Schüsseln eine auf eine ganze Woche berechnete Quantität einzulegen.

Unverfroren. Ein großstädtischer Advocat hatte die Gewohnheit, einem Jugendfreunde, der es aber zu nichts hatte bringen können und in einer Vorstadt eine kümmerliche Existenz führte, alle Monate eine Unterstützung zukommen zu lassen, welche ihn eben über Wasser hielt. Wie an jedem Ersten des Monats, kam der arme Teufel auch am Neujahrstage zu dem wohlthätigen Freunde, um sein Almosen zu beziehen. Wie erstaunte er aber, als der Advocat ihm mittheilte, daß er sich am Weihnachtstage verheirathet habe und fortan außer Stande sei, ihm die übliche Unterstützung auszugeben, da er jetzt all' sein Geld für seine Frau brauche. Erst nach einer Weile fand er wieder die Sprache, um sich mit den folgenden Worten für immer von seinem ehemaligen Wohlthäter zu wenden: „Ich habe Dir von jeher Alles zugetrout und hätte Dir auch Alles vergehen. Aber daß Du Dich jetzt auf die Kosten eines so armen Kerls, wie ich bin, verheirathet hast, das hätte ich nicht von Dir erwartet, und werde es Dir auch nie vergehen!“

Spiele und Denkaufgaben.

Arithmogryph von C. Winter.

- 1 2 3 4 5 6 7 eine deutsche Colonie,
- 4 11 8 4 ein deutscher Strom,
- 9 10 11 2 7 9 eine dänische Insel,
- 7 2 13 14 11 9 eine Stadt Italiens,
- 4 7 15 4 ein Hausvogel,
- 11 14 4 15 15 4 11 ein Küchen-Instrument,
- 9 6 11 9 4 ein weiblicher Name,
- 4 9 10 4 7 8 2 16 7 ein türkischer Weg,
- 8 2 9 5 4 6 15 16 eine in neuerer Zeit berühmt gewordene deutsche Stadt,
- 4 3 3 14 ein Mannesname, der mit Aenderung, des letzten Buchstaben ein weiblicher wird.

Die Anfangsbuchstaben der sämtlichen Worte von oben nach unten gelesen, und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen ergeben ein auf das menschliche Herz bezügliches Sprüchwort.

Dreisilbige Charade von N. Siebert.

Die ersten zwei:

Mich schätzt der Mann im blauen Arbeitskittel,
Wie der, der eine halbe Welt regiert;
Bin ich zum Zwed auch immer nur das Mittel,
Ward doch durch mich schon Mancher ruiniert.

Die dritte:

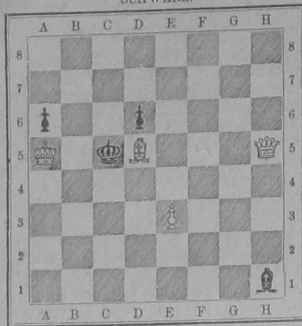
Ich bin im Haushalt dir ganz unentbehrlich
Und meinen Werth erkennt ein Jeder wohl,
Unschuldig bin ich, doch ich werd' gefährlich,
Braucht mich das Mädchen öfter als Symbol.

Das Ganze:

Der Ordnung bin ich Ganzes ein Getreuer,
Von Damenhand geschmückt voll Phantasie,
Ich bin für Die ein schrecklich Ungeheuer,
Die sich beschäftigen mit der Poesie.
Du findest mich, wo immer Menschen wohnen,
Doch ganz gewiß in Zeitungsredactionen.

Schach.

Redigirt von J. Windwits in Leipzig.
Aufgabe XXIX.
Von B. Kämpfer in Coburg.
SCHWARZ.



WEISS.

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

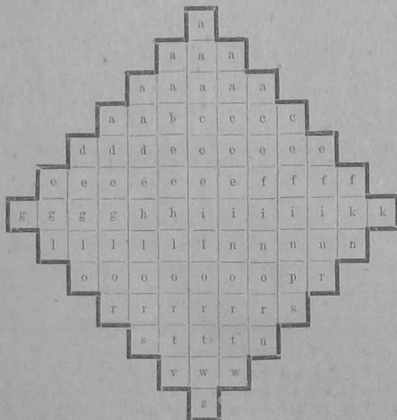
Lösung der Schach-Aufgabe XXVII.

1. D a1-a8 D e6-a8:

2. S g6-f4 ♣.

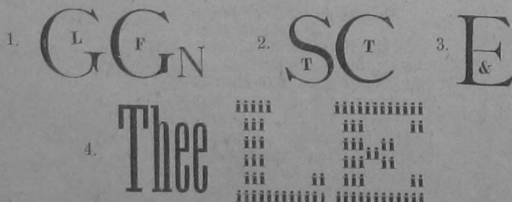
Dasselbe folgt auf 1... K e6-d7, 2. S g6-f8, auf 1... d c6-b5: 2. S g6-f8, auf 8 oder 1 zieht 2. S f4 ♣.

Quadrat-Buchstaben-Räthsel von Schilling in Berlin.



In den Feldern des vorstehenden Quadrats sind die in alphabetischer Reihenfolge aufgeführten Buchstaben so zu ordnen, daß die Worte folgende Bezeichnungen erhalten: 1. ein Buchstabe, 2. ein Fluß in Spanien, 3. ein Schillername, 4. ein pommerischer Adelsname, 5. eine Stadt i. d. österr. Militärgränze, 6. Bezeichnung einer Landenge in Amerika, 8. amerikanische Halbinsel, 9. ein Vogel, 10. ein Handwerker, 11. ein weiblicher Vorname, 12. Titel eines kaiserlichen Befehlshabers, 13. ein Buchstabe. Die mittelfte senkrechte und die mittelfte waagrechte Reihe bezeichnen eine in neuester Zeit entschiedene wichtige politische Frage.

Vier Wortbild-Räthsel von R. Lege.

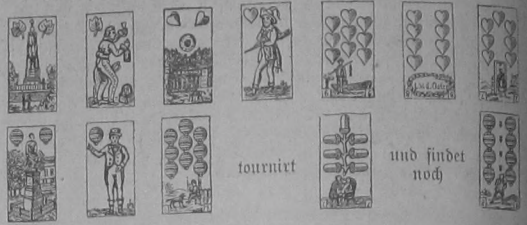


Inhalt: Wasen Schuld? Roman aus der Gegenwart von O. Elfer. (Fortsetzung). — Das Kunstgewerbe-Museum in Berlin. (Mit Illustration). — Froh sinn. Gedicht von Anna Nichte. — Unter Rosen. Roman von Martin Bauer. (Fortsetzung). — Die Frauen der Petersburger Reichsstadt. Von Renando. (Fortsetzung). — Eine ägyptische Mutter. (Mit Illustration). — Silber aus der Berliner Kunstkammer. (Mit Illustration). — Für's Sans. — Allerlei Räthsel. — Allerlei Seltsames. — Spiele und Denksaufgaben: Schach, Stat. Räthsel. — Correspondenz und Fragenbeantwortung.

Verantwortlicher Redacteur Karl Teichner in Breslau. — Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Stat.
Aufgabe XXIX.

Der Spieler in Hinterhand mit nachstehenden Karten:



Wie muß er legen und wie müssen die Karten fallen, daß er noch gewinnt?

Lösung der Stat-Aufgabe XXVII.
(Von M. Ulrich.)

1. Stich. Hinterhand: Roth-König, Mittelhand: Roth-Zehn, Vorderhand: Eichel-König = 18. 2. Stich. Vorderhand: Grün-Zehn, Hinterhand: Eichel-Ober, Mittelhand: Grün-Vf = 24. 3. Stich. Hinterhand: Roth-Vf, Mittelhand: Roth-Ober, Vorderhand: Schellen-vf = 25. Zusammen 67.

Auflösungen der Räthsel in Nr. 28.

Des Naturgeschichtlichen Zahlen-Räthsel:
1. der Buchstabe K, 2. Mal, 3. Port, 4. Platina, 5. Karolus, 6. Stedlitz, 7. Besenjafer, 8. Sollenberglitz, 9. Wechselkling, 10. Todtenfäher, 11. Goldmann, 12. Forstle, 13. Kaser, 14. See, 15. der Buchstabe R. Centriche Mittelreife: Kartoffelfäher.

Des Wortbild-Räthsel von Stabenow:
Einsam muß sein, wer die Vornen befragt.

Des Wortbild-Räthsel von Pache:
Hoffen und Harren macht Manchen zum Narren.

Des Räthsel: Nachsch.

Correspondenz u. Fragenbeantwortung.

Franz Wörm. in R. Wir wissen sehr wohl, daß unsere Preisräthsel-Auflösungen von verschiedenen deutschen Unterhaltungsblättern nachgeahmt werden, da bei so sehr vielen Blättern die vorstehende Räthsel bringen, auf Grund der Nachahmung unserer beiden Räthselreihen neu entstanden sind.

J. Freiberg, Witau. Wohl können Sie, bei gehörigem Fleiß, durch die Unterrichtsblätter des Professors Wörm sich eine schöne Handchrift aneignen.

Ernst D. in B.-Hshain. Um Ihnen ein Vergnügen, der fremden Constat und Vorkämpfer im deutschen Reich, ihres Eiges und der deutschen Sprache im Ausland, mitzutheilen, müssen wir für Sie eine ganze Druckerei zur Verfügung haben. Was Sie wünschen, finden Sie im Reichsblatt. — Was das beste Generationsgesetz? Mehr und Wodurchs blühen einander die Wälder, doch nehmen Sie Weyer. — „Sating-Wing“ ist der amerikanische Ausdruck für die Hölle, die Hölle. — Ueber Afrika werden wir noch Vieles mittheilen, auch in unterhaltender Form. Bilder aus dem Panoptikum — nein. Wir haben so schon die Abbildung der Julius aus demselben gebracht. Die angebotenen Räthsel lernen wir dankend ab.

Selene J. in R. Man speißt mit der Gabel in der Linken und dem Messer in der Rechten.

C. Bl. 35. Sie legen uns die heile Frage vor: Von welchem Jahre ab hat sich eine Dame zu den Alten zu rechnen? Wir wollen durch nachstehend mitgetheiltes Factum um eine direkte Beantwortung herum kommen. In einem Damentagblatt wurde dieselbe Frage erörtert. Man war verschiedener Meinung. Eine junge schöne Frau meinte: sobald das Weib seine Liebe mehr erwidern könne; eine Andere behauptete: mit dem ersten grauen Haar; eine Dritte: bei der Consecration des ältesten Kindes. Großmama, welche die Geschichte hat, wurde als Richterin berufen. „Großmama, woran fangen die Frauen an, zu den Alten zu zählen?“ Großmutter antwortete: „mit dem Augenblick, da, dann meinst du verheiratet.“ „Wie kann ich das wissen?“ „dann müßt Sie eine alte Frau fragen.“

H. W. Ihre Frage bezüglich des „zur Zeit besten“ stenographischen Systems läßt sich nicht wohl beantworten, ohne dem einen oder anderen zu nahe zu treten. Im deutschen Reichsblatt arbeiten eben Buchstaben, wie Stolz und Wörm, die Stenographen mit Erfolg. Und Wörm haben die Stenographie schon sehr vereinfacht. Auch die neueste Wörm'sche Stenographie läßt sich, gründlich geübt, sehr empfehlen. Alle Systeme gestatten den Selbstunterricht, doch ist dies mühsamer, als wenn Sie sich einem stenographischen Lehrkursus anschließen.

P. J. in 3-furt. Verleihe ein Militärpflichtiger ohne Erlaubnis das Wundtgebet, so ist verurtheilt nach einem Urtheil des Reichsgerichts, IV. Strafsenat, vom 1. November d. J. 3. nur dann wegen Verletzung der Wundtgebet aus § 140 St. G. B. zu bestrafen, wenn er dies in der Absicht, d. h. mit dem Willen, daran zu verdienen, nur vorzüglich sich entfernt hat, d. h. mit dem Bewußtsein, dadurch sich der Wundtgebet zu entziehen, ohne jedoch dieses Ergebnis zu beabsichtigen. — Wir wollen ein Verwehen Militärpflichtiger schon thatsächlich amerikanischen Bürger geworden zu sein, auch in seinem früheren Vaterlande nicht zur Weisung der Militärpflicht geachtet werden. Ist dies nicht der Fall, so muß er, beim Verwehen des deutschen Reichs dienen, und hätte er sich seit seiner frühesten Kindheit im Auslande aufgehalten.